Wird Beirut je wieder aufblühen, diese Stadt der Vielfalt und Verrücktheiten? Lorenzo Tugnoli/The Washington Post/Contrasto/laif

Feuer und Rauch

Beirut, die Seele dieses geschundenen Landes, ist zerstört, schreibt eine Bekannte. Doch ich kann nicht anders als hoffen.

Von Monika Bolliger, 08.08.2020

Eine einzige Explosion verschluckte alles.

Während Sekunden fegte mit geballter Kraft eine Rauchwolke über die Stadt, über die Häuser meiner Freunde, die Quartierstrassen mit ihren Manoushe-Bäckereien und ihren kleinen Tante-Emma-Läden, die immer geöffnet hatten, mit ihren Strassenkindern, die Rosen verkauften oder um Geld bettelten. Vom Rauch verschluckt wurden Bars und Restaurants, Buchläden, Theater, Kunstgalerien, Kirchen und Moscheen. Druckwellen zersplitterten Fenster im Umkreis von Kilometern, brachten Gebäude zum Einstürzen, rissen Fassaden herunter, hoben Balkontüren aus den Angeln, liessen Wohnblöcke erzittern und schwere Gegenstände durch die Zimmer fliegen.

Ich bekomme dieses Lied nicht mehr aus dem Kopf – *min qalbi salaamun li-beirut:* «Ein Friedensgruss von ganzem Herzen an Beirut, und Küsse für das Meer und die Häuser», sang einst die libanesische Diva Fairouz in ihrer

Ode an ihre Hauptstadt: «Wie kam es nur, dass sie nach Feuer und Rauch zu schmecken begann?» Es ist ein altes Lied aus der Zeit des Bürgerkrieges. Es ist längst zum Klischee geworden, zur Referenz für all jene, denen es jedes Mal das Herz zerreisst, wenn Beirut wieder eine Stadt voller Trümmer ist.

Über 150 Tote, über 5000 Verletzte, überfüllte Spitäler, Menschen in Panik, ausgelöschte Existenzen, ein Ausmass der Zerstörung, das Beirut trotz all der Kriege und Bombenanschläge in der Vergangenheit so nicht erlebt hat. Es brauchte eine Explosion, und ganze Stadtviertel sahen auf einen Schlag aus wie Aleppo, sahen aus wie ein Ort, an dem seit Jahren Krieg herrscht. Ich habe es noch nie erlebt, dass nach einer Explosion oder einem Luftangriff in einer Stadt buchstäblich all meine Freunde und Kontakte irgendwie betroffen waren. Immerhin ist niemand von ihnen schwer verletzt. Aber keine Wohnung ist mehr ganz, auch meine frühere Wohnung nicht, in der ich bis letzten Herbst gelebt habe.

Min qalbi salaamun li-beirut: Ich hörte das Lied zum ersten Mal als Arabischstudentin in Damaskus im Sommer 2006. Es kam damals fast täglich im syrischen Radio, zwischen Schreckensmeldungen und Propaganda, als Israels Luftwaffe während eines einmonatigen Krieges mit der Hizbollah die libanesische Infrastruktur in Schutt und Asche legte. Ich schrieb die Zeilen des Liedes einige Jahre später in ein Gästebuch bei einer Fotoausstellung in Beirut über Vermisste des Libanesischen Bürgerkrieges, die mich zu Tränen gerührt hatte: Rund 17'000 Personen sind im Bürgerkrieg zwischen 1975 und 1990 verschwunden.

Beirut ist eine Stadt mit vielen Narben. Sie hat sich nach dem Bürgerkrieg wieder aufgerappelt. Ebenso nach dem Krieg mit Israel von 2006, nach einer Serie von Bombenanschlägen gegen Politiker, nach Anschlägen des IS.

Jetzt frage ich mich, ob es diesmal noch möglich ist, dass Beirut wieder aufsteht.

Ein Freund schreibt am Tag nach der Explosion: «Ich fuhr heute mit dem Motorrad durch die Stadt. Ich finde keine Worte, um zu beschreiben, wie entsetzlich alles ist. Mit Kameras kann man das Ausmass der Zerstörung nicht festhalten. Ich war überwältigt von so vielen verschiedenen Gefühlen. Vor allem eine grosse Wut, das Gefühl eines schreienden Unrechts. Die Leute reden kaum auf der Strasse, sie tauschen nur Blicke aus, lächeln einander unter Tränen zu. Keine Worte.» Plötzlich fühlt sich das Lied in meinem Kopf kitschig an, und redundant.

Das Entsetzlichste ist, dass diese Katastrophe vermeidbar gewesen wäre, wenn die Behörden nur ihre Arbeit gemacht und Hunderte Tonnen von Ammoniumnitrat nicht während Jahren an einer so riskanten Lage liegen gelassen hätten. Die grenzenlose Gier und die Verantwortungslosigkeit der politischen Eliten haben das Land schon in den letzten Monaten in den wirtschaftlichen Abgrund getrieben, etwa, als das Bankensystem des Libanon kollabierte. Die Währung stürzte ab, Nahrungsmittelpreise schnellten in die Höhe, die Menschen verloren über Nacht ihre Ersparnisse – manche begannen aus Hunger zu stehlen. Der Strom fiel nicht mehr drei, sondern bis zu zwanzig Stunden am Tag aus.

Die Ausgangssperre wegen der Corona-Pandemie beschleunigte die Abwärtsspirale weiter. Restaurants und Bars gingen zu, Stadtviertel mit einem einst lebendigen Nachtleben versanken nach Sonnenuntergang im Dunkel. Ich war seit November nicht mehr in Beirut, doch Erzählungen von Freundinnen zeichneten ein Bild davon, dass die Stadt, in der ich gelebt hatte, schon vor der Explosion nicht mehr dieselbe war.

Dabei hatte letzten Herbst eine Protestbewegung im ganzen Land den Sturz der korrupten Eliten und umfassende Reformen gefordert. Doch diese entschieden sich, die Krise einfach auszusitzen, und schauten mehr oder weniger tatenlos zu, wie die Menschen in die Armut abglitten. Die Explosion vom Dienstag wirkt wie ein brutaler letzter Todesstoss. Korruption, Misswirtschaft und grobe Fahrlässigkeit haben mehr Zerstörung angerichtet als all die Kriege und die politische Gewalt, die der Libanon in den vergangenen Jahrzehnten durchlebt hat.

Und doch ist das korrupte System des Libanon auch ein Erbe des Bürgerkrieges. Im fünfzehn Jahre dauernden Konflikt war eine Kriegswirtschaft entstanden, deren Profiteure nach Kriegsende zu den neuen Eliten des Landes wurden: mafiöse Patrons, die ihre Macht dazu nutzen, in die eigene Tasche zu wirtschaften, und welche die Pfründen in einem wiederkehrenden Seilziehen untereinander aufteilen.

Manche sprachen von einer Fortsetzung des Bürgerkrieges ohne Waffen.

Die Patrons geben sich als Beschützer ihrer jeweiligen Religionsgruppe und schüren deren Ängste, dass die anderen Religionsgruppen auf ihre Kosten eine Vormachtstellung erlangen könnten. Im libanesischen System ist die politische Macht nach Quoten auf verschiedene Religionsgruppen verteilt, und Verteilkämpfe verlaufen entsprechend entlang dieser Linien. Alle haben dabei ihre ausländischen Verbündeten, die im Wettbewerb um Einfluss in der Region stehen.

Bei den Protesten im vergangenen Herbst entstand erstmals eine breite Volksbewegung, die sich über die konfessionellen Gräben hinwegsetzte, sich gegen die ganze Elite richtete und nichts mehr vom Spiel mit religiösen Identitäten wissen wollte. Wenn es jetzt noch einen Funken Hoffnung gibt, dann liegt er da, bei den Engagierten aus der libanesischen Zivilgesellschaft, die bei den Protesten enorme Kreativität und einen scharfen politischen Verstand bewiesen haben.

Beirut hatte schon viele Etiketten, man nannte sie Partystadt, Stadt zwischen Ost und West, Paris des Nahen Ostens, Stadt der Lebensfreude, arabische Insel der Freiheit. Für mich war sie eine Stadt der schwindelerregenden Vielfalt auf engstem Raum, die schon bei der Architektur begann: Da standen levantinische Villen mit Arkadenfenstern neben lieblos hingeklotzten glitzernden Neubauten und mit Schusslöchern beschädigten Betonbauten aus den Sechzigern.

In Beirut traf ich auf mit Büchern vollgestopfte Wohnzimmer von Intellektuellen und auf eine oberflächliche Schickeria mit dicken Autos und schönheitsoperierten Gesichtern, auf offene Rassisten und progressive Feministinnen. Es gab Kirchen neben Moscheen, lateinische neben arabischer Schrift, altmodische Kunstmuseen und eine lebendige Untergrundmusikkultur, dekadente Partys und bettelnde Flüchtlinge. Obwohl die Beiruter Meister des Scheins sind, waren die Oberflächen auch immer ziemlich durchsichtig, die verschiedenen Welten eng ineinander verschachtelt.

Das Erste, was ich mit Beirut verband, war Freiheit. Als ich als Studentin in Syrien lebte, fand ich hier nur drei Stunden Autofahrt von Damaskus entfernt Buchläden mit allen erdenklichen politischen Titeln, die in Syrien zensiert waren, internationale und arabische Bücher. Im syrischen Polizeistaat musste man immer auf der Hut sein, was man sagte. Im Libanon führten die Leute auf offener Strasse hitzige politische Diskussionen. Während meiner Zeit in Kairo waren die Besuche in Beirut Momente, in denen ich entspannt durch die Strassen schlendern konnte, ohne ständig Belästigun-

gen von Männern ausgeliefert zu sein. Und wenn ich von einer anstrengenden Reise nach Beirut zurückkehrte, gab es nichts Schöneres, als den Abend mit Freunden in der nächsten Bar zu verbringen und für einen Moment alles zu vergessen, was ich erlebt hatte.

Arabische Freundinnen mochten Beirut aus demselben Grund: Viele der politischen und gesellschaftlichen Barrieren der anderen Länder in der Region existierten hier nicht. Hier fanden sie Bücher und offene Debatten, hier konnten sie in der Öffentlichkeit Alkohol trinken. Manche Besucherinnen legten ihre Kopftücher ab, denn hier interessierte es keinen, ob sie voll verschleiert oder im Minijupe herumliefen. Hier trat der Rapper El Rass auf, der in seinen poetischen Liedern mit messerscharfem Verstand die Politik der ganzen Region zerlegt. Hier entstanden die gesellschaftskritischen Texte der inzwischen international bekannten Band Mashrou' Leila, deren Sänger bekennender Schwuler ist.

In den letzten Jahren gab es immer mehr Zensur, immer mehr Druckversuche gegen Kritikerinnen des Establishments vor dem Hintergrund einer zunehmenden Unzufriedenheit in der Bevölkerung, die sich erstmals 2015 in den Protesten gegen die Müllkrise entlud. In jenem Sommer war die Müllentsorgung kollabiert und Abfallberge füllten die Strassen – ein weiterer Punkt auf der immer länger werdenden Liste des Staatsversagens. Im Juli 2019 durften Mashrou' Leila nicht mehr auftreten, angeblich zur Wahrung des sozialen Friedens. Konservative Christen hatten gegen die Band gehetzt, doch ich wurde den Eindruck nicht los, dass es darum ging, populäre, unabhängige Stimmen zum Schweigen zu bringen.

Ich empfand Beirut auch als eine grausame Stadt, eine Stadt, in der das Recht des Stärkeren galt, das Recht jener mit dem grössten Vermögen und den besten Beziehungen. Beirut war entfesselter Kapitalismus ohne Schranken, ohne Aufsicht, ohne Rechtsstaat, ohne Transparenz. Manchmal war der Anblick von bettelnden Strassenkindern neben dicken Autos schlicht unerträglich. Beirut war auch eine unstete Stadt, die Leute kamen und gingen, Freundschaften fluktuierten. Und trotzdem fühlte ich mich zu Hause. Denn Leute wie ich, die vom Leben zwischen Europa und der arabischen Welt etwas schizophren geworden sind, waren hier in guter Gesellschaft. Einen Satz auf Arabisch zu beginnen, auf Englisch fortzusetzen und auf Französisch zu beenden, war im Beirut, das ich erlebte, die normalste Sache der Welt.

Ich merke, dass ich in der Vergangenheit schreibe. Gibt es das Beirut, das wir kannten, wirklich nicht mehr? Das Gefühl vor Ort scheint so, der Schock sitzt tief. «Es ist real. Beirut ist zerstört, diese Stadt mit allem, wofür sie stand – egal was es war, wofür sie stand, sie war doch die Seele dieses geschundenen Landes, und sie ist weg, ist nicht mehr zu retten. Niemand wird sich je davon erholen», schreibt eine Bekannte.

Aber ich kann nicht anders, als mich an der Hoffnung festklammern, dass aus den Trümmern dieser Stadt eines Tages wieder etwas Schönes wachsen kann. Und dass uns dieses Refugium am Mittelmeer, diese Stadt der Vielfalt und Verrücktheiten, nicht für immer abhandengekommen ist.